

Printed and Published for the Proprietor by J. H. B. at the office at Indianapolis, Ind., at the corner of 62nd and Delaware Streets.

Subscription prices: In Advance, 12 Cts. per Week; 10 Cts. per Month; 30 Cts. per Quarter; 1.00 per Annum. Single Copies, 5 Cts. per Week; 15 Cts. per Month; 45 Cts. per Quarter; 1.50 per Annum. The Tribune is published every Wednesday, Friday and Sunday. It is sold by all news-vendors.

Tribune Publishing Company.

Indianapolis, Ind., 22. August 1882.

Die Antimonopolisten.

Der Beschluss des Executivecomites der Anti-Monopol-Liga des Staates New York, den Staatsconvent am 13. September d. J. in Saratoga abzuhalten, verdient insofern besondere Beachtung, als er beweist, dass die Majorität der Antimonopolisten gewonnen ist, ihre seit-herige abwartende Stellung aufzugeben und entschlossen vorzugehen. Aus diesem Grunde hat sich das Comite entschlossen, den Convent vor den Con-ventionen der beiden großen Parteien abzuhalten. In Betreff der letzteren bezieht Herr L. C. Chittenden die gegenwärtigen Führer der republikanischen Partei als ehrgeizige Beutejäger und sagt von der demokratischen Partei, dieselbe scheine nur aus dem Grunde besser, weil sie nicht so viel Gelegenheit habe, Schicksale zu thun. Beide Parteien seien in einem Auflösungsprozess begriffen, wie die vielen Spaltungen innerhalb derselben beweisen. Mit einem guten Tadel und einer vernünftigen Plattform könne man getrost mit den beiden alten Parteien in die Schranken treten u. diese würden wiederum gezwungen werden, das Tadel zu indolieren. Bemerkenswerth scheint es, dass am 12. September ein Arbeiter-Convent in Buffalo stattfand, der von der Blair'schen Working Men's Assembly einberufen ist, und je nach Umständen neben verschiedenen Assembly-Mitgliedern auch ein volles Staatsdeputat nominieren wird. Ein Theil der New Yorker Demokraten hatte sich bemüht, die Antimonopolisten zur Verschiebung ihres Convents bis zum 23. Sept., also nach den Con-ventionen der alten Parteien, zu bewegen.

Türkische Verpflegungen.

Mit Zusagen ist die Pforte bekanntlich immer sehr schnell bei der Hand, aber dabei lässt sie es auch jederzeit bewenden. Das gilt nicht nur von ihrem diplomatischen Verkehr mit dem Auslande, sondern namentlich in noch höherem Grade von ihrem Verhältnis zu ihren eigenen wirklichen oder sogenannten Unterthanen. Namentlich hat sie den Albanen überaus mißgünstig und die Folgen hat sie jetzt zu tragen. Derwisch Bajpas unterwarf nur einen Theil von Nordalbanien und sah sich, um angeschlossen des drohenden Kampfes mit Griechenland einen langwierigen kleinen Krieg zu vermeiden, zu Zugeständnissen an die noch unbefriedigten Stämme gezwungen. Er löste im Jahre 1880 einen Sohn des Albanenführers Elia nach Konstantinopel, befehligte ihn dort als Geisel und gewann den Vater theils durch Drohungen, theils durch das Versprechen, ihn zum Generalgouverneur von Nordalbanien zu ernennen, für sich. In Folge dessen kam der Friede zu Stande. Die Albanen der Gegend, die die Pforte geschoren und Heeresleistung für auswärtige Kriege, wogegen sich Derwisch Bajpa verpflichtete, es beim Sultan durchzusetzen, daß ganz Nordalbanien ein eigenes Vilajet mit Oberst als Hauptstadt bilde, eigene Gendarmerie und Militär besitze, vom Zabatmonopol befreit werde und im Hebräer die alten Privilegien genieße. Seitdem ist aber mehr als ein Jahr vergangen und die Verheißungen Derwisch Bajpas, wie überhaupt alle Reformen in der Türkei lassen noch immer auf sich warten. Nun sind aber die Genasführten ungeduldig geworden. Der Nebenbuhler Elia Bajpas in Dobre, Sandjak, hat seine Landsleute derartig gegen die Pforte und ihren Verbündeten aufgehetzt, daß Elia es nicht mehr wagen durfte, sich nach dem mittleren Nordalbanien zu begeben. Er wandte sich an Derwisch Bajpa, der ihn abermals mit Verheißungen vertröstete, die Angelegenheit aber in Konstantinopel wieder aus dem Gedächtnis verlor. Da jedoch die Pforte augenblicklich in großer Verdrängung ist und die Nachrichten aus Albanien immer beunruhigender lauten, so wird sie sich wohl endlich entschließen müssen, ihre Zusagen zu halten. Es wäre aber kein Wunder, wenn der Entschluß wieder einmal zu spät käme.

Ein Aroolith.

Ein ungewöhnlich großer Meteorstein, ein Besucher kosmischen Ursprungs aus dem Weltraum, hat sich dieser Tage auf unsere Erde und speziell in den Jamaica-See bei Long Island ver- senkt. Es wurde in der letzten Zeit von ver- schiedenen Gebirgen aus der Fall von un- gewöhnlich großen, oder eigentümlich ge- stalteten Meteorsteinen gemeldet und diese Erscheinung steht jedenfalls mit der Sternschuppen-Periode des August in engem Zusammenhang. Vier völlig glaubwürdige Männer und zwei Knaben befanden sich auf einer Nacht in der genannten Bai und lagen dem Fällange ob. Auf dem Wege nach dem oberen Theile der Bai erblickte plötz- lich der Vater Joseph Willifon von New York, der am Steuerwird saß, einen dunklen Gegenstand pließschnell durch die Luft dahinschießen. Derselbe

nahm, als an Umfang zu, hatte, zuerst gesehen, die Größe zweier ineinander gestauter Männerfäuste, schien aber nach ungefähr drei Sekunden und unge- fähr 100 Fuß von dem Boote entfernt die Größe eines Mehlbarrel zu besitzen. Der Gegenstand hatte eine dunkelbraune Färbung. Willifon machte sofort seine Geschäfte auf die Erde und aufmerks- sam; zuerst glaubten dieselben einen Luftballon, wie ihn Knaben häufig flie- gen lassen, vor sich zu haben, mußten aber diese Ansicht aufgeben, als der Ge- genstand mit lautem Aufschlage die See berührte und das Wasser hoch aufspritzte. Außer bei dem Aufschlagen auf das Wasser wurde kein Geräusch vernommen. Die Augenzeugen des Phänomens sind überzeugt, daß nur ein Aroolith es sein konnte, den sie beobachtet haben und daß sein Fall, wäre er zur Nachtzeit beobach- tet worden, von den feurigen Erscheinun- gen begleitet gewesen sein würde, welche mit dem Fallen der Meteore und Meteoriten verbunden sind. Man wird ver- suchen, den Aroolithen zu heben, doch ist das Wasser an der fraglichen Stelle ziemlich tief.

Gebildete Leute.

Das den Sommerfrischlern in Bath auf Long Island einen freundlichen und komfortablen Aufenthalt bietende Logis- haus des Herrn Kier ist in diesem Som- mer besonders zahlreich besucht. Unter den Gästen befindet sich Herr Henry Heyman, der Vassist im Kirchengericht des St. Armitage in New York, welcher frü- her dem Chöre in Talmage's Tabernakel in Brooklyn angehörte. Durch seine gesellschaftlichen Talente hat sich Heyman in dem Kreise der Gäste beliebt gemacht und oft lauschten dieselben in dem großen Parlor des Hauses den edlen seines prächtigen Gesanges. Gerade über dem Parlor hatten der Maler E. R. Morris und der Architekt W. J. Morris aus New York ihr Zimmer, mürrisch und grämliche Patrone, die sich und Anderen keine Freude gönnen. Schon oft hatten dieselben den Gesang dadurch gestört, daß sie in ihrem Zimmer möglichst laut auf dem Boden herumtrampelten oder von der aus dem Parterre in das 2. Stockwerk führenden Treppe aus schrien und brüllten, sie hätten sich Ruhe aus.

An einem der letzten Abende gegen halb zehn Uhr hatte Herr Heyman den Bitten der übrigen Gäste wiederum nach- gegeben und sang ein Schubert'sches Lied; sofort begann in dem Zimmer der beiden Morris wieder ein wüster Lärm, und Heyman verließ den Parlor, um sein Zimmer aufzusuchen. Im 2. Stockwerk angekommen, trat ihm E. R. Morris entgegen und überhäufte ihn in ordinä- rer Weise mit Vorwürfen, weil er die Leute nicht schlafen lasse. Heyman er- widerte, Leute von solchen Manieren sollten lieber im Stalle schlafen und hierauf ließen beide Morris über ihn her- schalten ihn zu Boden, traten und präg- elten ihn und einer derselben brachte ihm mit einem Eispickel eine schlimme Wunde in dem Nacken bei. In diesem Augenblicke ging der Rechtsanwalt An- drew M. Glute mit seiner Gattin vor- über, der mit dem Gebr. Morris ober- flächlich bekannt ist und bemerkte zu den- selben, es sei nicht „fair“, zu Zweien ge- gen Einen zu kämpfen; er war gerade im Begriffe, in sein Zimmer einzutreten, als er von hinten einen Schlag in den Rücken erhielt. Rasch wandte er sich gegen seinen Angreifer und verfehlte demselben einige Faustschläge, wurde aber von dem anderen Morris zweimal unmittelbar hinter einander in den Rücken gestoßen. Beide Morris rannten hierauf die Treppe hinab und ließen aus dem Hause. Während Richter Ferguson Hoffsehle für die rohen Kerle anseufzte, untersuchten Alerie die Wunden Heyman's und Glute's und fanden die- selben nicht lebensgefährlich, aber schmerz- haft und langwierig in der Behandlung. In dem Zimmer der beiden Morris, welche höfentlich inzwischen verhaftet worden sind, wurde eine große Anzahl leerer Schnapsflaschen vorgefunden.

Deutsche in den Ver. Staaten.

Am 1. Januar 1880 gab es nach den Censusergebnissen 1,966,742 oder rund zwei Millionen in Deutschland geborene Individuen in den Ver. Staaten. Von 1830 bis 1880, d. h. in den Jahren, die wohl für die lebende Generation allein in Betracht kommen, sind 3,119,452 Deutsche eingewandert und zwar hat sich, der allgemeinen Annahme entgegen, in den beiden letzten Jahrzehnten eine Abnahme bemerkt gemacht. Es wan- derten nämlich ein:

Jahr	1830-1840	1840-1850	1850-1860	1860-1870	1870-1880
Anzahl	152,454	434,626	951,667	822,007	758,698

Von besonderem Interesse ist natür- lich der Nachweis, wie sich diese Einwan- derungsmasse über das Land verteilt, und in welchem Maße das Deutschthum in den einzelnen Staaten zugenommen hat. Wir greifen nur diejenigen Lan- destheile heraus, in denen eine ausfall- ende Zunahme stattgefunden hat. Es be- fanden sich eingewanderte Deutsche in

und Massachusetts, und zwar um je 3000, während die Staaten Maryland, Virgi- nien, Louisiana, Tennessee, Mississippi und sogar Missouri eine Einbuße an Deutschen erlitten haben. Missouri hat nämlich 5000 Deutsche oder 6 Prozent verloren. Aus der Tabelle ist ersichtlich, daß New York und Illinois die stärkste ab- solute Zunahme hatten, Dakota und Co- lorado aber die stärkste relative. Das nordwestliche Gebiet, wozu wir Dakota, Nebraska, Minnesota, Michigan, Iowa, Wisconsin und Chicago's wegen, auch Illinois rechnen, hat seine deutsche Be- völkerung in diesen zehn Jahren um 151,812 Köpfe vermehrt und demgemäß den Aroolithen an der Zunahme er- halten.

Unser Tabak.

Wenn die Angaben, welche Tabakfab- rikanter O. Hammerstein von New York dieser Tage vor der Tarifcommission in Long Beach machte, begründet sind, so droht unserer Tabak-Produktion eine gefährliche Concurrenz. Seit den letz- ten Jahren hat der aus Sumatra im- portirte Tabak Eingang in die Ver. Staaten gefunden und erfreut sich rasch wachsender Beliebtheit. Der Import, der im Juli 1880 12,126 Pfund monat- lich betrug, ist im Juli 1882 auf 147,224 Pfund gewachsen. Vier Pfund Sumatra-Tabak liefern die Debitanten für ebenso viele Cigarren, als zwölf Pfund amerikanischer Tabak. Das Pfund des ersteren kostet zur Zeit \$1.20, vier Pfund kommen jedoch auf \$4.80, während der amerikanische Tabak, der die gleiche Menge Cigarren deckt, sich auf \$6 beläuft. Schon wird zur Zeit der Sumatra-Tabak hier billiger verkauft, als der amerikanische. Der Export von Tabak, der hier aus Havannaimporten gezogen ist, ist durch den Sumatra-Tabak bereits völlig unterdrückt worden. Die New Yorker Tabakhändler hätten seither auf die Gefahren, die unserer Tabak- Industrie durch den Sumatra-Tabak drohen, nicht aufmerksam gemacht, weil der Handel mit Sumatra-Tabak beträcht- lichen Profit abwirft, es handelt sich aber nicht sowohl um deren Interesse, als um den Schutz einer wichtigen Industrie, deren Ergebnisse als Rohprodukt zu dem Spure gebracht sind. Herr Ham- merstein sprach sich für einen Zoll von 50 Prozent ad valorem auf den Su- matra-Tabak aus. Von anderer Seite wird behauptet, daß die Sumatra-De- bitanten zwar ihre besonderen Liebhaber finden, dem amerikanischen Tabak im All- gemeinen aber keine Concurrenz machen.

Soldaten unter allen Umständen.

Der von der französischen Kammer mit ungeheurer Mehrheit gefasste Be- schluss, kein Geld für die Behebung des Suezkanals zu bewilligen, hat natürlich in Deutschland großes Aufsehen erregt und zu den verschiedensten Urtheilen An- laß gegeben. Während die liberale Presse darauf verweist, daß Frankreich seine Kriegesgeißel nur eingebracht habe, weil es eine parlamentarische Regierung besäße; während die liberalen Blätter aller Constitutionen den weichen Ein- schluß der Kammer loben, machen sich die conservativen Zeitungen über den- selben lustig. Gerade diejenigen Or- gane, die behaupten, die „westlichen Nach- bari“ als Schreckgespenst hinstellen und vor ihm warnen, bezeichnen ihn jetzt als ständige Vogelscheuche, vor der wohl ein Spatz, aber kein Adler sich zu fürch- ten brauche. Der Grund dieses Stellungswechsels ist nicht schwer zu errathen. Aus dem angeblichen Chavindismus Frankreichs wurde die Nothwendigkeit hergeleitet, ein großes Heer und eine starke Regie- rung in Deutschland zu unterhalten und die lähmende Einwirkung des Pa- rlamentarismus möglichst zu beschränken. Zeigt nun aber Frankreich seine Frie- densliebe, so muß die Folgerung umge- kehrt werden, um zu dem gleichen Aus- gang zu kommen. Es heißt dann: „Al- so beweist Frankreich, daß es keinen Krieg zu führen im Stande ist, weil es keine starke Regierung hat, weil ferner der Fraktionsgeist des dort herrschenden Parlamentes das nationale Ehrgefühl überwiegt, weil endlich der Parla- mentarismus jedes Land nach Außen hin schwächt: deshalb müssen wir in Deutschland, damit es uns nicht eben- so ergehe, eine starke Regierung haben, wel- che, unabhängig vom Parlament, die Würde der Nation nach Außen hin wahr- nehmen kann.“

So schön diese Logik ist, so gibt es doch eine andere, die dem deutschen Bür- ger und Steuerzahler besser einleuchtet. Er wird sich auf Grund eingebildeter Gefahren nicht ewig knechten lassen.

Eine Verfeinerung mit St. de- aissen.

Dieser Tage hat die Verfeinerung der dem Gouverneur Sprague und dessen Sohn Willie gehörig gemessen, bereinigt durch den Luxus ihrer Auskultation be- kannten Villa Canscohet bei Narragan- sett Pier, unweit Providence, R. I., stattgefunden. Man hatte im Voraus erwartet, daß diese auf Antrag des Sprague'schen Familienverwalters erfol- gende Verfeinerung nicht ohne Scenen gewaltiger Aufregung vorübergehen werde, und derartige Scenen haben denn auch stattgefunden, ohne daß es jedoch, wie man ebenfalls geglaubt hatte, zu Blutvergießen gekommen wäre.

In der ersten Fröhe des Tages, an welchem die Substantiation stattfinden sollte, sah man bereits den Sohn des Gouverneurs und einen alten Arbei- ter eifrig befechtigt, die Brücke zu zer- stören, welche über einen Graben nach der Villa führt. Die Brücke, welche die Fahrbahn der Brücke bildeten, wichen den Streichen ihrer Äxte, während die har- ten Balken Widerstand leisteten. Hier- auf besaßen beide Männer an dem Statet, welches das Grundstück umgibt,

und an der Einfahrt zu diesem Platze, welche besaßen, daß sowohl Fahrwegen als Fußgänger jedes Betreten von Grundstück und der zu diesem gehörigen Grundstücke verboten sei. Gegen 10 Uhr begann eine große Anzahl Neugier- iger sich nach und nach einzufinden, voran natürlich die Angehörigen des schönen Geschlechts, von denen jedoch nur wenige diese Verfeinerung wirklich verdienten. Die Thore, welche die Ein- fahrt verriegelten, hatten Sprague jun., und der Arbeiter noch extra mit Kup- fernen verriegelt, und alle Bitten und sonstigen Versuche des zusammenströ- menden Publikums, in den Villa um- gebenden Garten zu gelangen, waren vergeblich. Punkt 12 Uhr erschien Massenermaler Chafes, der Auctiona- tor und eine große Anzahl New Yorker Geschäftsleute, welche vor Verziehe- rungsobjekten zu gelangen. Der Auc- tionator machte bekannt, daß das zu verfeinernde Besitzthum aus 400 Acren Land bestesse, sich in einer Länge von mehr als 5000 Fuß am Meeresufer ent- lang ziehe und daß die beiden Sprague's ein Kapital von mehr als \$600,000 auf das Grundstück verwendet haben.

Vor das Bieten losgehen konnte, machte Richard Comstock geltend, daß Evan Randolph in Philadelphia im Ver- laufe eines Interventionsprozesses gegen die Firma Hoyt, Sprague & Co. in New York einen Arrest in Höhe von \$40,000 ausgebracht habe. Chafes's Anwalt entgegnete, laut der Kaufurkunde habe das Grundstück den Herren A. und W. Sprague gehört und diese hätten dasselbe an die A. & W. Sprague Manufacturing Co. übertragen, die Herren Hoyt hätten somit nicht das geringste mit dem Grund- stück zu thun. Herr Patton, der An- walt der beiden Sprague, protestirte ebenfalls gegen den Fortgang der Verfeinerung und impudire hierbei dem Massenverwalter Chafes eine Verwahrung, die dieser mit dem Bemerkten, Patton sei ein ganz gemeiner Lügner, zurückwies. Der Auctionator zog sich mit der ganzen Versammlung unter mehr Schatten- bäumen zurück, als plötzlich Willie Sprague auf dampfendem Pferde heran- sprang und peremptorisch forderte, mit der Verfeinerung einzuhalten. Chafes und der junge Sprague umklammerte frampfhaft den Griff eines Revolvers, der über die Sentinalen seiner Beine- leiber hervorragte, ließ es aber im übri- gen bei einer grimmigen Attitüde, die er einnahm, bewenden. Die Verfeinerung begann und die Gebote fliegen schnell von \$20,000 auf \$27,000. Da that der Deputy-Sheriff Zuder gegen den Fort- gang Einsprache, weil der Auctionator Hall nicht ordnungsmäßig erwählt und daher nicht qualifizirt sei. Die Sache wurde des Längern und Breiten erör- tert, die Verfeinerung unter Protest fort- gesetzt und das Grundstück Herrn Moul- ton aus New York für \$62,250 zuge- schlagen. Während dies vor sich ging, hielten Willie Sprague vor der Einfahrt nach der Villa mit gespanntem Revolver und der Ergouner vor letzterer selbst mit einem Jagdgewehr auf der Schulter Wache. Nach dem Zuschlage kam es noch zwischen den beiden Sprague's und Moulton, sowie Chafes zu erbitterten Wortwechseln, aber nicht zu Thätigkei- ten, mit denen sich die Interferenten bloß sehr freigeig bedrohten.

An demselben Tage verkaufte Moul- ton zwei Streifen des erkannten Lan- des an die Herren Delmonico und Le- land aus New York für Summen, die zusammen so viel als die ganze Er- stehungsumme betragen; der ihm verblei- bende, bei Weitem größere Theil des in besten Stande befindlichen Grundstücks und die Villa selbst ihm jedoch, außer den Verfeinerungs- und Ueberfüh- rungskosten nicht einen Cent; die Villa ist zum Theil verfallen und zeigt nur noch die Spuren der einstigen Pracht der Gemächer, in denen sich die früher viel besprochenen Scenen zwischen Frau Sprague, geb. Chafes, und ihren und Kos- de Conting abspielten haben.

Dom Inland.

Es kommt leider nicht sel- ten vor, daß Leute von giftigen Fliegen gestochen werden und gefährlich erkrän- ken. Aber an solchen Unfällen sind nicht die Fliegen schuld, sondern die Menschen. Werden doch nur zu häufig kleinere tolle Thiere, wie Hunde und Katzen, un- scharf gelassen, in die Gärten und sogar in die Straßen geworfen. In diesen Kadavern bildet sich Viehgeißel, das von den Fliegen, die sie der Nahrung wegen befehlig haben, leicht auf Menschen über- tragen wird. Man hat darum keinen Grund, sich zu wundern, wenn einmal durch eine solche Fliegen Unheil angerich- tet wird, und jeder Einzelne sollte sich als Mitglied der Sicherheitspolizei be- trachten und darauf sehen, daß todt- e Thiere nicht unversorgt liegen bleiben.

Der Baum woll-Samen, der bei Beendigung des Krieges, soweit er nicht für Bestellung der Plantagen er- forderlich war, weggeworfen wurde, bil- det jetzt ein Drittel des Ertrages der Baumwoll-Granten. Zwei und eine halbe Million Tonnen werden jetzt producirt, die in der verarbeiteten, resp. zu Futter- zwecken verwendet werden, und der Preis der Tonne schwankt zwischen \$15 und \$20. Neunmündig Millionen sind zur Zeit im Süden in Thätigkeit. Die Kinder der Gattin des Missionärs Dr. Lyman in Hilo auf der Insel Hawaii haben Blut aller der fünf Rassen in ihren Adern, in welche die Menschheit eingetheilt wird. Es klingt ungläublich, daß jemand etwas von der weißen, rothen, schwarzen, braunen und gelben Menschenrassen an sich haben soll, hat sich aber ganz einfach, wie folgt, zu- getragen. Frau Brown lebt in Hono- lulu; ihr Vater entstammt einer aus einem Reger und einer amerikanischen Indianerin gebildeten Ehe, ihre Mutter war eine eingeborene Malaien. Sie heirathete einen Chinesen und ihre To-chter aus dieser Ehe verheirathete sich mit

dem genannten Missionär, einem Kaufma- nier. Aus dieser Ehe leben mehrere Kin- der, die sich mit gleichem Recht Angehö- rige der afrikanischen, indianischen, ma- laischen, mongolischen und kaukasischen Rasse nennen können.

Der Beruf eines Volksver- treters ist ein schwerer und wird dies im höchsten Grade durch die Gewissenhaftig- keit, mit der alle unsere Congreßre- präsentanten die ihnen vom Volk über- tragenen Aemter ausfüllen. Nicht allzu häufig erkennt das Volk an, was es an seinen Vertretern hat, und darum wird das Verständnis, welches es dann und wann der segensreichen Thätigkeit eines Repräsentanten entgegenbringt, von diesem doppelt dankbar empfunden und gewürdigt. G. W. Geddes vertritt den District von Ohio, der als Wohnsitz des Senators John Sherman weltberühmt geworden ist. Ein Barbier in Mans- field ersuchte Herrn Geddes um eine oder die andere seiner hervorragenden Reden und die Post beförderte ihm um- gehend und unter Franchaturprivileg eine Partie der bedeutamen Documente ins Haus. Die Reden fanden Anklang, andere Barbier erbaten und erhielten ebenfalls solche, und jetzt wird der in allen Barbierstuben des Districts er- zeugte Seifenchaum an diesen sauberen Papieren abgewischt.

In einer der Sitzungen der in Saratoga, N. Y., tagenden, von Re- präsentanten aus allen Theilen des Lan- des besetzten Bankers-Association, be- antragte Herr Poland von Vermont, den Ex cutiouschuß anzuweisen, die Gesetze der verschiedenen Staaten be- treffs des Wechselrechts, besonders die Unterschiede in demselben zu ermitteln; ferner das Comite zu beauftragen, unter- suchung der geordneten Juristen zu unter- ziehen, ob der Congreß in Folge seiner Machtbefugnis zur Regulierung des wi- schenkauflichen Handels nicht Gesetze erlassen kann, durch die ein einheitliches Wechselrecht für das ganze Land einge- führt würde. Beide Anträge wurden angenommen.

Die Aeronaute, Fräulein Carlotta, hat vor einigen Tagen von Saratoga aus ihre 80. Luftfahrt — die 67. in demselben Ballon — glücklich zu- rückgelegt. Für die „Western Univer- sity“ wird eine luftdicke Wanduhr ge- baut. Sie zieht sich selbst auf mittels Elektricität, und wenn die Luft heraus- gepumpt ist, bleibt sie vor atmosphäri- schen störenden Einflüssen bewahrt. Bei Gelegenheit des in New York stattfindenden platdeutschen Volksfestes ist wieder einmal die Errich- tung eines dauernden Denkmals für den Dichter Ruckert angeregt worden.

Folgender Fall von Pflicht- treue wird von Washington berichtet: „General Sherman hat Oberst Charles E. Smith vom 19. Infanterie-Regiment in seinen Pflichten als Mitglied des Ju- risconsulten von Halls-General-Adjutan- ten Oberst J. H. Taylor berufenen Kriegsgerichtes einhunden und Oberst John A. Brooke vom 3. Infanterie- Regiment an seiner Statt ernannt. Oberst Smith, dessen Regiment am Rio- Grande stark vom gelben Fieber heimgesucht wird, hat darum, zu demselben zu- rückkehren zu dürfen, um selbst nach sei- nen Leuten sehen zu können, und erhielt vom General Sherman die erbetene Er- laubnis mit einem Begleitschreiben, wor- in er wegen seines Muthes und seiner Fürsorge für seine Soldaten belobt wird. General August, welcher das De- partement Texas commandirt, hat Be- fehl erhalten, seine Truppen weiter in's Inland zu verlegen, wo sie der Epidemie weniger ausgesetzt sind.“

Man rechnet, daß sich in den Vereinigten Staaten sechs Millionen Weißen Millionen befinden, welche, die Weiße zu \$325 berechnet, nahezu zwei Milliarden Dollars ge- kostet haben. Früher waren die Einwandungen auf den Farmen von Holz, und die jährlichen Reparaturen legten den Farmern ein großes Opfer auf. Der letzte Census ergibt, daß die Kosten dieser Reparaturen sich im Jahre 1877 auf \$78,827,000 belaufen. Die meisten Farm-Einwandungen werden jetzt von Draht hergestellt, und es wurden im Jahre 1881 60 Millionen Meilen draht- artiger Einwandungen mit einem Kosten- aufwande von 10 Millionen Dollars er- richtet. Es ist dies nur etwa die Hälfte des Kostenbetrages pro Meile, welche die alten Holz-Einwandungen verursacht haben.

Nationen, Corporationen und Individuen haben von Zeit zu Zeit das unabweisbare Bedürfnis, sich zu blamieren. Die Compagnie E. des 22. Militär-Regiments in New York hat die- ses Bedürfnis durch ihren Beschluß, Rechnung getragen, Israeliten den Ein- tritt in ihre kriegerischen Reihen nicht zu gestatten. Es verlohnt nicht der Mühe über den Blödsinn eines derartigen Be- schlusses ein Wort zu verlieren. Aber der Jude Rosenheim wollte trotzdem gar zu gerne Mitglied der Compagnie wer- den; er verschwand hoch und theuer, er sei kein Jude und brachte es bis zum Gemeinen. Dieser Tage ist Rosenheim nun überführt worden, daß er Jude ist und wurde er in Folge dessen mit Fuß und Hand ausgestoßen. Compagnie E hat sich durch ihren Beschluß unheimlich blamirt, aber der Gemeine Rosenheim hat sich durch die Verleumdung seines Glaubens noch viel gründlicher prosta- tuirt, denn vor seinen Glaubensverläug- nern, ist ein Lüge — ein Lüge schäme- ter Qualifikation.

Ein Kaiser in Geldder- legnheit. Man würde es kaum glau- ben, könnte es nicht in der amtlichen Peking Zeitung zu lesen, daß der Kai- ser von China, der größte und reichste Monarch der Welt, auch in Geldverle- genheiten kommen kann. Der Kaiser von China erhält seine Apanage vom Staate, sondern sie haben gewisse Be- reiche angewiesen, aus denen sie ihre Ein- künfte beziehen. Diese Bezüge müssen nun dem Kaiser jährlich eine bestimmte Summe Geldes zahlen und dann auch die nöthigen Lebensmittel und Fabri- kate und eine gewisse Anzahl von Sla-

— Gymnasien als Diebe. In dem Gymnasium einer Stadt in Schlesien ist eine wohlorganisirte, aus Schülern der Anstalt bestehende Diebs- bande entdeckt worden. Dieselbe hatte es sich zur Aufgabe gemacht, in ihren Umkleekabinen im Gymnasium befind- lichen Weinfässer ihres Inhalts zu be- rauben. Die Einbrüche fanden seit Monaten mit Laternen, Hammer und unter Ausnutzung von Wachen am spä- ten Abend statt.

— Ein neuer Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. Die Ge- sellschaft zur Hebung des Frauenerwerbs (society for promoting the em- ployment of women) in London schickte in ihren Bestrebungen die Ma- terial deshalb ab, weil diese überall ge- segnet und gelobt wird und darum sei- ner besonderen Unterstützung aus Ver- einigungsmitteln bedürftig. Dagegen läßt sie Unterricht ertheilen in der Krankenpfle- ge, im Zeichnen, besonders Musterzeich- nen für Webereien, Tapeten u. s. w. zum Entwerfen von Kleiderstoffen und Fir- mentarten, wie zur Ausarbeitung der- selben in jeder Art gewerblicher Materie auf Holz, Glas, Porzellan u. s. w. ferner in Haar- und Frisirarbeiten. Was sie aber besonders empfiehlt, ist der Unterricht zu jedem vorkommenden Geschäft, zur Auf- wartung und Hilfe bei Familiengesell- schaften an Stelle der Lohnbienen. Es ist diesem Sinne geworden, die zum Er- werb der Speisen, Vorständen der Braten. Verziern der Schüsseln, zum sauberen Anrichten und Umhergehen der Gerichte trefflich vorgebildeten Mäd- chen, die vor den feinsten Damen erst ein förmliches Examen bestehen müssen, für bessere Familienknechte und größere Ge- sellschaften zu engagieren und Lohnbienen nur für Herendbinder, Garbender, Rauchzimmer und äußere Aufträge den Vorzug zu geben. Die englischen Haus- frauen räumen, wie wohl sie dabei erpar- en, nicht nur am Lohn, sondern haupt- sächlich an — Getränken.

— Die Diamantfleiser in Amsterdam sind zu einer trefflichen Ge- werkschaft organisiert. Sie verdienen von \$7 bis \$14 den Tag, haben ihre eigene Alters- und Lebensversicherung und brauchen sich keine Sorgen um eine polubehandlung oder übermäßige Be- handlung zu machen. Sie bilden ihre Lehrlinge sehr sorgfältig aus und neh- men nicht mehr Mitglieder auf als rath- lich ist, und dann nur gegen ein hohes Eintrittsgeld. Dafür gehört auch ihr Handwerk zu den allerschwersten und ist eine große Intelligenz voraus, bei großer Fröhsamkeit. Die Mitglieder sind alle Juden, und das Geschäft ist durch eine Reihe von Geschlechtern fortgeerbt.

Auf der internationalen Wein- ausstellung in Bordeaux erregen be- sondere Beachtung die Beweise dafür, daß der Weinbau Australiens schon in naher Zeit eine wichtige Rolle im Weinhandel spielen wird. Bis jetzt war wird der australische Wein nur im Lande selbst getrunken und die Ausfuhr nach Europa ist noch unbedeutend. Aber die Wirkung auf den europäischen Wein- handel ist trotzdem schon sehr bemerkbar. So hat z. B. die Ausfuhr deutscher Weine nach Australien, nachdem sie seit Jahren stetig gesunken war, nunmehr so gut wie aufgehört, und es ist wahr- scheinlich genug, daß in nicht ferner Zukunft australische Weine, ebenso wie die cali- forniischen, den europäischen Weinen in Europa selbst stark zu schaden machen werden.

— Ein Australier, dem man ein Vermögen von vierzig Mill. Mark nachsagt, hat kürzlich in Berlin im Ver- laufe von zwei Abenden die Summe, die er eben „bei sich hatte“, nämlich drei- hunderttausend Mark, verpielt. Er war sogar noch etwas Geld schuldig geblie- ben, deßhalb an sein Bankhaus in Frankfurt am Main und von diesem wurde durch eine Berliner erste Bank- firma die Summe, deren er weiter be- durfte, ihm am nächsten Tage ausge- zahlt. In einem anderen Falle ist kürz- lich in der deutschen Reichshauptstadt in einer Nacht der Betrag von 250,000 Mark von einer Persönlichkeit verpielt worden.

— Die Verfeinerung der dem Herzog von Hamilton gehörigen reichen Sammlung von Kunstgegen- ständen aller Art gelangte am 20. Juli nach hiesiger Lagerdauer zum Abschluß. Die Sammlung lieferte einhundertfünfzig Bedford-Bibliotheken einen Gesamterlös von \$2,064,400, oder etwa \$500,000 mehr, als von den besten Schätzungen erwartet worden war; 84 Gegenstände allein brachten die Summe von mehr als einer Million Dollars. Die Sammlung bestand aus 2213 Stücken, so daß jedes Stück im Durchschnitt 900 Dollars er- zielte.

— Hans Makart, der berühmte Maler, hat sich mit Fräulein Linda, der ehemaligen Prima- Ballerina der Wiener Hofoper, verheiratet. Makart, welcher lange Jahre verwitwet war, ge- nießt nun wieder die Freude, eine Haus- frau an seiner Seite zu haben, welche sich auch gerne der Erziehung sei- nes Sohnes widmen wird. Fräulein Linda — vielmehr Frau Professor Makart — welche in den letzten Jahren wiederholt den Versuch machte, vom Ballet zum re- citirenden Schauspiel überzugehen, wird sich nun wahrscheinlich ganz von der Bühne zurückziehen.

— Ein Kaiser in Geldder- legnheit. Man würde es kaum glau- ben, könnte es nicht in der amtlichen Peking Zeitung zu lesen, daß der Kai- ser von China, der größte und reichste Monarch der Welt, auch in Geldverle- genheiten kommen kann. Der Kaiser von China erhält seine Apanage vom Staate, sondern sie haben gewisse Be- reiche angewiesen, aus denen sie ihre Ein- künfte beziehen. Diese Bezüge müssen nun dem Kaiser jährlich eine bestimmte Summe Geldes zahlen und dann auch die nöthigen Lebensmittel und Fabri- kate und eine gewisse Anzahl von Sla-

Phil. Rappaport,

Rechtsanwalt und Notar,

62 Süd Delaware Str.,

INDIANAPOLIS, IND.